



LEBEN UND SCHICKSALE

FRIEDRICH CHRISTIAN LAUKHARD

Leben und Schicksale

Friedrich Christian Laukhard

Inhalt:

[Friedrich Christian Laukhard - Biografie und Bibliografie](#)

[Leben und Schicksale](#)

[Einleitung.](#)

[An den Leser](#)

[Erstes Kapitel](#)

[Zweites Kapitel](#)

[Drittes Kapitel.](#)

[Viertes Kapitel](#)

[Fünftes Kapitel](#)

[Sechstes Kapitel](#)

[Siebttes Kapitel.](#)

[Achtes Kapitel.](#)

[Neuntes Kapitel.](#)

[Zehntes Kapitel.](#)

[Elftes Kapitel](#)

[Zwölftes Kapitel.](#)

[Dreizehntes Kapitel](#)

[Vierzehntes Kapitel.](#)

[Fünfzehntes Kapitel.](#)

[Sechzehntes Kapitel.](#)

[Siebzehntes Kapitel](#)

[Achtzehntes Kapitel](#)

[Neunzehntes Kapitel.](#)
[Zwanzigstes Kapitel.](#)

[Zweiter Band](#)

[Erstes Kapitel](#)
[Zweites Kapitel](#)
[Drittes Kapitel](#)
[Viertes Kapitel](#)
[Fünftes Kapitel](#)
[Sechstes Kapitel](#)
[Siebtes Kapitel](#)
[Achtes Kapitel](#)
[Neuntes Kapitel.](#)
[Zehntes Kapitel.](#)
[Elftes Kapitel.](#)
[Zwölftes Kapitel](#)
[Dreizehntes Kapitel](#)
[Vierzehntes Kapitel.](#)
[Fünfzehntes Kapitel.](#)
[Sechzehntes Kapitel.](#)
[Siebzehntes Kapitel](#)
[Achtzehntes Kapitel](#)
[Neunzehntes Kapitel](#)
[Zwanzigstes Kapitel](#)
[Einundzwanzigstes Kapitel](#)
[Schlußkapitel](#)

Leben und Schicksale, Friedrich Christian Laukhard
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster

ISBN: 9783849630331

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Friedrich Christian Laukhard - Biografie und Bibliografie

Theologe, Schriftsteller und einer der sonderbarsten literarischen Vaganten des 18. Jahrh., geb. 7. Juni 1757 in Wendelsheim (Unterpfalz), gest. 29. April 1822 in Kreuznach, studierte von 1774 an in Gießen, Göttingen und Halle Theologie unter andern bei Bahrdt und Semler. Begabt, aber leichtsinnig und liederlich, lernte L. das akademische Treiben seiner Zeit, namentlich in den Studentenorden, sehr gründlich kennen und verstand es packend zu schildern (»Annalen der Universität zu Schilda«, 1798–99, 3 Tle.; »Eulerkappers Leben und Leiden«, 1804; Neudruck, Gießen 1889). Nachdem seine Versuche, eine Pfarrstelle zu erlangen, misslungen waren und L. 11. Jan. 1783 das Magisterexamen in Halle bestanden hatte, hielt er dort Vorlesungen, trat aber, von Schulden bedrängt, als gemeiner Musketier in das v. Thaddensche Regiment, mit dem er 1792–93 die Rheinfeldzüge mitmachte (»F. C. Laukhards Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich«, Leipz. 1796–97, 2 Tle.). Bei der Blockade von Landau ging er, mit Vorwissen des damaligen Kronprinzen von Preußen, als »Deserteur« (in Wirklichkeit als Spion) zu den Franzosen über, wurde ins Innere Frankreichs abgeführt und entkam mit knapper Not der Guillotine. Freigelassen, diente er bei den Emigranten und

der Reichsarmee, kehrte nach Halle zurück und versuchte vergeblich, dort Lektor zu werden. Von 1804 an fungierte er einige Jahre als Pfarrvikar in Veitsrodt im damals französischen Saardepartement. Aus dem Dienst wohl entlassen, führte er wieder ein Wanderleben und starb als Privatlehrer. L. verfügte trotz seines wüsten Lebens über ein nicht unbeträchtliches Wissen auf theologischem und philologischem Gebiete. Neben theologischen und pädagogischen Schriften, unter anderem einer derben Kritik der Bahrdschen Selbstbiographie, verfasste er eine Reihe grobrealistischer Erzählungen (»Leben und Taten des Rheingrafen Karl Magnus«, 1798; »Franz Wolfstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels«, 1799, 2 Bde.; »Marki von Gebrian oder Leben und Abenteuer eines französischen Emigranten«, 1800, 2 Tle.; »Wilhelm Steins Abenteuer«, 1810, 2 Bde.). Sein wichtigstes Werk ist seine Lebensbeschreibung (»F. C. Laukhards Leben und Schicksale«, Leipz. 1792–1802, 5 Bde.; hrsg. von Petersen, Stuttg. 1908, 2 Bde.), eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kulturgeschichte des 18. Jahrh. Vgl. Kawerau, Aus Halles Literaturleben (Halle 1888); Holzhausen, Friedrich Christian L. (Berl. 1902).

Leben und Schicksale

Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert

Einleitung.

Der Aufforderung der Verlagsbuchhandlung, der Ausgabe dieses hochinteressanten Werkes einige Worte, freundliche Begleiter auf der Reise in die Leserwelt, beizugeben, bin

ich um so lieber nachgekommen, als es schon lange mein Wunsch war, die berühmte Selbstbiographie des Magisters Laukhard in modernem Kleide erscheinen zu sehen. Dieses Unikum der deutschen Literaturgeschichte drohte leider aus dem Gesichtsfelde des Publikums zu verschwinden, seit die immer seltener werdenden Originaldrucke in nicht jedermann zugänglichen Sammlungen mehr und mehr verschwanden. Zudem erlag das Auge des Lesers, der sich glücklich in den Besitz eines der noch vorhandenen Exemplare gesetzt hatte, dem grauen Löschpapier und den elenden Typen dieser einer schlechten Offizin des achtzehnten Jahrhunderts entstammenden Ausgabe. So glaube ich kühn behaupten zu dürfen, daß der Herausgeber der Stuttgarter Memoirenbibliothek sich einer dankenswerten Mühe unterzogen hat, indem er Laukhards Werk in einer dem Geschmacke der Gegenwart entsprechenden Bearbeitung aufs neue in die Oeffentlichkeit bringt.

Ueber Wert und Nutzen der Memoirenliteratur im allgemeinen zu reden, kann hier wohl schwerlich der Platz sein. Ist es wirklich nötig, an Goethe und sein Interesse für "alles wahrhaft Biographische" zu erinnern oder an die Tatsache, daß die glänzend geschriebenen Memoiren des französischen Generals Marbot das letzte Buch waren, das Fürst Bismarck in Friedrichsruh gelesen hat?

Zwei Dinge sind freilich erforderlich, um für eine Lektüre dieser Art die weiteren Kreise der Gebildeten zu gewinnen: der Memoirenschreiber muß etwas zu erzählen, also allerlei gesehen haben, und er muß über die Gabe einer fesselnden Darstellung verfügen.

Beides ist bei Laukhard in einem ungewöhnlichen Grade der Fall. Als Student ein Zeitgenosse der Orden und Landsmannschaften und selbst ein Mitglied zweier von

diesen Verbindungen, ist er imstande, von deren Leben und Treiben, an dem er starken Anteil genommen und dessen intime und intimste Seiten er aus dem Grunde kennt, genaueren Bericht zu geben. So gehört er denn zu den Klassikern der Geschichte des Universitäts- und Studentenlebens, und kein Forscher auf diesem Gebiete, weder Schrader noch König, noch Fabricius oder ein anderer, hat an ihm vorübergehen können, ohne sich mit dem absonderlichen Gesellen zu beschäftigen, und die meisten haben es nicht ungern getan.

Auch die Theologen können den Namen eines der skrupellosesten unter den "Aufklärern" aus den Annalen ihrer Wissenschaft nicht streichen, so wenig sympathisch den meisten unter ihnen dieser Schüler Bahrds und Semlers auch sein kann, dessen extremer Radikalismus mit jeder positivgläubigen Richtung in schneidendem Gegensatz steht und dessen zynisches Wesen mehr noch als sein Unglaube manchen frommen Herrn mit gelindem Schauer erfüllen mag. Schauer vor diesem frevelnden Weltkinde, das an den Folgen gewisser Naturanlagen, verfehlter Erziehung, trauriger Lebensverhältnisse und – wenn man so will – auch an eigener Schuld schwerer zu tragen, härter für sie zu büßen hatte als viele, die im Grunde weit schlechter waren. Es ist unmöglich gewesen, trotz umfangreicher Streichungen in dem Original, die vielfachen Ausfälle gegen andere theologische Richtungen und deren Vertreter in der vorliegenden Ausgabe der Lebensbeschreibung des merkwürdigen Mannes gänzlich zu tilgen. Es würde auch unmöglich sein, die nicht minder zahlreichen Szenen verschwinden zu lassen, in denen der unter dem wüsten Studenten- und Soldatenvolke damaliger Zeiten lebende Autor die geschlechtlichen Ausschweifungen dieser Kreise grell, oft nur zu grell beleuchtet. Zur "Entschuldigung" – wenn es in der Ausgabe historischer Denkwürdigkeiten einer solchen überhaupt

bedarf – also zur Entschuldigung mag gesagt werden, daß Laukhard zwar seine Bilder mit einer manchmal verblüffenden Offenheit malt und ausstellt, daß ihm aber niemals einfällt, zweifelhafte Situationen in jener durchsichtigen Verschleierung vorzuführen, die pikant, verlockend und daher nach meinem Empfinden unsittlicher und gefährlicher wirken muß als die freilich poesielose, aber ehrliche Darstellung nackter Gemeinheit.

Wir sind hiermit auf den Punkt gekommen, der einen Hauptwert der Laukhardschen Lebensbeschreibung ausmacht: das Kulturgeschichtliche. Ja, es ist wahr, was in dieser Hinsicht C. Baur über Karl Friedrich Bahrdts und Laukhards Lebensbeschreibungen sagt: "Wer an optimistischer Schwärmerei für die ›gute alte Zeit‹ leidet und an pessimistischer Schwarzsehern in bezug auf die Zustände der Gegenwart, in welcher alles schlechter geworden sei. der muß, wenn ihm überhaupt zu helfen ist, durch diese Schriften gründlich geheilt werden."

Wie falsch ist es doch, sich den allgemeinen Bildungszustand zur Blütezeit unserer klassischen Literatur, die auch die Epoche unserer großen Philosophen war, weit erhaben über dem heutigen zu denken! Das Gegenteil war der Fall, wenn auch zugegeben werden muß, daß Deutschland und andere Länder damals über eine ungewöhnlich reiche Zahl erster Geister verfügten. Gerade Laukhards Schriften gehören aber zu denen, die da zeigen, wie wenig tief die breiteren Schichten der zeitgenössischen Gesellschaft von der gepriesenen Humanität des Klassizismus durchtränkt, ja, wie roh und ungebildet sie geblieben waren.

Mochten in den Zaubergärten von Weimar die Leonoren und Iphigenien wandeln: im benachbarten Jena hausten in alter Roheit Hieber und Hetzpeitsche: konnte im

entlegenen Königsberg der Tiefsinn Kants die Grenzen menschlicher Erkenntnis bis an ferne Punkte zurückschieben: in dem Berlin der Wöllner und Bischofswerder herrschte die schwärzeste Finsternis, die beschränkteste Orthodoxie, der barockste Aberglaube, in dessen Dunkel die Rosenkreuzer ihr lichtscheues Wesen trieben. In beschaulichem Quietismus aber lag noch Laukhards Heimat, lagen die pfälzischen und die rheinischen Lande, mit ihren Krummstabherrschaften und Duodezfürstentümern, in denen rundwangige "Nichten" den Bischöfen und Prälaten, Kammerzofen und Amtleute den kleinen weltlichen Herren "regieren" halfen. Aus der behaglichen Ferne eines Jahrhunderts betrachtet, nehmen sich diese Dinge fast romantisch aus; die Feder des scharfäugigen Zeitgenossen aber enthüllt uns eine Menge von Dingen, die, bei Licht besehen, unumstößlich beweisen, daß es in der Urgroßväter Tagen neben Philistertum, Kleingeisterei und Beschränktheit auch an einer tüchtigen Dosis "Korruption" wahrlich nicht gefehlt hat.

Durch den sommerlich schwülen Nachthimmel dieser Zeit und ihrer Zustände fährt nun aber der grelle Blitz der französischen Revolution. Er ist auch in Laukhards Leben gefahren, und sein Widerschein leuchtet uns aus dem Buch entgegen, das in sauberem Neudruck unter den modern angezogenen Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts heute wieder den Büchermarkt betritt.

Laukhard ist ein Zeitgenosse Robespierres und Napoleons; und wenn auch der Sieger von Marengo in der Lebensgeschichte des hallischen Magisters weiter keine Rolle spielt, so hat besagter Magister eine um so genauere Bekanntschaft mit den Sansculotten gemacht, in deren Land ihn die Irrfahrten seiner wunderbaren Erdenpilgerschaft verschlugen.

Das war so zugegangen: Nachdem er in Gießen, Göttingen und Halle studiert und die Burschenherrlichkeit dieser drei berühmten Hochschulen bis auf die Neige gekostet, hatte er sich in Halle zu einer gelehrten Dissertation aufgeschwungen, das Magisterexamen bestanden und begonnen, an der dortigen Universität Vorlesungen zu halten. Aber der Sumpf lockte, und der junge Gelehrte war, wie so oft, in Schulden geraten. Sein Vater, sonst den nicht immer noblen Passionen des Sohnes gegenüber großmütig, will diesmal nicht zahlen. Ein psychologisches Nachtstück hebt an, ein Monodram, das in wenigen Stunden sich abspielt. Am Weihnachtsabend sieht ein Freund den unglücklichen Magister, der sein letztes rotes Kleid nebst Rock und Weste bei der Trödlerin versetzt hat, in einer Soldatenkneipe verschwinden. Am folgenden Morgen geht der Verzweifelte in die Christmette, von da in die "Broyhanschenke", ein malerisch an der Saale gelegenes Wirtshaus, wo er stundenlang in dumpfem Schweigen vor sich hinstarrt. Nun folgt der dritte Akt: Laukhard meldet sich auf der Hauptwache, empfängt das übliche Handgeld – und der preußische Staat ist um einen jener bedauernswerten "Vaterlandsverteidiger" reicher, die sich um ein paar Goldstücke dinge lassen und den Leichtsinn einer Stunde mit einem Leben voll namenlosen Elends bezahlen.

So war der Privatdozent gemeiner Musketier geworden, hinter dem die Hallenser Kinder in hellen Haufen hersangen:

"Laukhard hin, Laukhard her,
Laukhard ist kein Magister mehr."

Das war der Kehrreim einer Ballade, die ein schauerliches Menschenschicksal zum Inhalt hatte.

Zwar wurde ihm das Los, als gebildeter Mann unter den "Ausländern" des damaligen Werbeheeres zu dienen, von wohlwollenden Vorgesetzten tunlich erleichtert; aber Laukhard hat doch das schreckliche Soldatenleben mit seinem Hunger und Elend, seiner sittlichen Verwilderung und seinen grausamen Strafen bis in die untersten Tiefen kennen gelernt. Besonders während des Feldzugs in die Champagne, wo infolge der unfähigen Führung ein ganzes Heer in Regen- und Schlackerwetter verfaulte.

Wir sind hier an einem wichtigen Wendepunkte angekommen. Denn mit dem Abmarsch seines Regiments zur französischen Grenze hat unser Magister den Boden der großen geschichtlichen Ereignisse betreten, und er, dessen Schilderungen bis hierher vorwiegend den Kulturhistoriker und besonders den Freund der Geschichte des akademischen Lebens interessieren, darf nun den Anspruch erheben, auch den Quellenschriftstellern der eigentlichen Weltgeschichte beigezählt zu werden. In der Tat sind die "Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich", die einen Teil seiner Selbstbiographie ausmachen und dem zweiten Bande der vorliegenden Ausgabe einverleibt wurden, eine äußerst wertvolle Quelle zur Geschichte der Rheinfeldzüge.

Bekanntlich haben über die "Kampagne in Frankreich" auch andere Teilnehmer berichtet, und selbst Goethe, der in Karl Augusts Gefolge den Zug mitmachte, hat ein Buch darüber geschrieben. Gerade zu diesem aber bilden Laukhards "Begebenheiten" eine sehr wünschenswerte Ergänzung. Gewiß ist Goethes Werk von einem höheren Standpunkt aus entworfen; es ist auch ungleich feiner und delikater gehalten als das Laukhardsche. Die Welt sieht eben verschieden aus, wenn man sie von der Beletage eines Hauses oder aus den Luken einer Keller- oder

Mansardenwohnung betrachtet; ein Feldzug anders, wenn ein hochgestellter Herr im Hauptquartier darüber schreibt oder ein Kriegermann, der im zerlumpten Mantel bei den Vorposten gelegen hat. Wer nun aber die Ereignisse von der vornehmen Höhe Goethescher Lebensauffassung mit angesehen und sich mit dem Dichterfürsten über dessen geistreiche Prophezeiung gefreut hat, daß mit dem Tage von Valmy eine neue Epoche der Weltgeschichte heraufsteige: der wird auch Laukhards viel prosaischere, aber der unmittelbaren Wahrheit weit näher kommende Darstellung nicht ohne Nutzen lesen. Denn die Kenntnis des Soldatenlebens und -leidens jener Tage verdanken wir doch in erster Linie dem Musketier Laukhard, der nicht allein mitten darin stand, sondern auch die finstersten Nachtseiten, über die Goethes Goldfeder zierlich hinweggleitet, mit seinem, wie immer, derben Realismus belichtet und beleuchtet.

Aber das Interesse an dem Laukhardschen Werke geht hierüber weit hinaus. Im folgenden Jahre spielt sich nämlich vor der Festung Landau ein Vorfall ab, in dessen packende Einzelheiten wir hier nicht weiter eingehen wollen, um nicht dem Leser durch vorzeitiges Ausplaudern die Freude an der Episode vorwegzunehmen. Genug, infolge einer wunderbaren Verkettung von Umständen kommt Laukhard aus dem deutschen ins französische Lager und von hier ins Innere der großen Republik. Das gibt ihm Gelegenheit – eine Gelegenheit, wie sie in gleicher Weise nicht viele gehabt haben –, als Zuschauer an dem brodelnden Hexenkessel der Revolution zu stehen und dem schäumenden Gebräu da drinnen in einem Augenblick zuzuschauen, als es eben im Siedepunkte der Schreckenszeit angekommen war. Und er wäre fast selber dem Revolutionsdrachen zum Opfer gefallen, dieser ehrliche Deutsche, wenn nicht gute Freunde, die der fröhliche, leichtlebige Gesell allerorten zu finden das Glück

hatte, in diesen Stunden höchster Not ihm beigesprungen wären. Selbst der öffentliche Ankläger baute ihm goldene Brücken, und die Tür des Gefängnisses öffnete sich ihm wieder, als die deutschen Zeitungen schon meldeten, daß der interessante Zeitgenosse unter dem Fallbeil der Guillotine sein Leben verhaucht habe.

Es verdient bei dieser Gelegenheit erwähnt zu werden, daß die Urteile, die Laukhard als unmittelbarer Augenzeuge über die französischen Verhältnisse abgibt, im höchsten Grade Beachtung verdienen. Daß ein Mann in seiner Lage, der die elende Wirtschaft der kleinen Despoten des Heimatlandes und die eiserne Härte der preußischen Militärsklaverei am eigenen Leibe verspürt, den Gedanken der französischen "Freiheit" nicht abhold gewesen, das kann nicht wundernehmen. Auch daß er die Terroristen, selbst Robespierre, nicht ohne weiteres verdammen möchte, ist für sein Gerechtigkeitsgefühl ebenso bezeichnend wie für seine politische Einsicht. Hat er es doch ganz richtig erkannt, daß das rücksichtslose Regiment des Nationalkonvents mittels der *levée en masse* Frankreich damals tatsächlich vom Abgrund rettete. Sind doch auch Geister ersten Ranges, selbst Herder und Wieland, ihrer anfänglichen Bewunderung für die Revolution bis lange nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. treu geblieben, einem Ereignis, das auch Laukhard kühl genug behandelt. Auf der andern Seite war dieser den Revolutionsmännern gegenüber nichts weniger als ein blinder Jasager; er betrachtet im Gegenteil die französischen Zustände mit bemerkenswert scharfer und helläugiger Kritik. So wird man auch nicht allzu sehr erstaunt sein, zu hören, daß, wiederum in Uebereinstimmung mit ersten Geistern, unser preußischer Musketier prophetischen Blickes die Erfolge der französischen Republik voraussagt, wenn sie einen großen Führer finden würde - und er hat das zu einer Zeit gesagt,

als eben dieser große Führer, Napoleon Bonaparte, noch den blauen Rock eines einfachen Artillerieoffiziers trug.

Auch über französisches Volksleben und die Stimmungen in den Provinzen zur Sansculottenzeit erhält man aus Laukhards Mitteilungen eine Menge wertvoller Aufschlüsse: nicht minder über das scham- und sittenlose Treiben der Emigranten, die der Autor zu Beginn des Feldzugs in ihrem Hauptquartier in Koblenz kennen gelernt hat und denen er später nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Süddeutschland wieder begegnet ist. Seine vorzügliche Kenntnis der französischen Sprache hat ihn befähigt, in die Denkweise dieser Leute, die, einem geflügelten Worte zufolge, "nichts gelernt und nichts vergessen hatten", tiefer einzudringen, als mancher andere, der an sich auf höherer Warte stehen mochte, als dieser preußische Soldat.

Endlich hat Laukhard zuletzt noch eine Zeitlang unter den schwäbischen Kreistruppen gedient, und, wenn er dem Biedersinn der ehrlichen Schwaben alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so weiß er mit dem derben Humor, der seine Schilderungen überall begleitet, die unter diesem Bruchteile der alten "Reichsarmee" herrschenden Zustände seinen Lesern in zwerchfellerschütternder Weise vorzuführen. Wer es noch nicht wissen sollte, warum weder die Kroaten Oesterreichs noch die Reichsvölker oder die Prügelsklaven der Armee weiland König Friedrichs des Großen mit den undisziplinierten "Banden" der Revolutionsheere fertig zu werden vermochten, der wird aus den Vorlesungen unseres hallischen Magisters eine besonders reichliche Belehrung mit nach Hause nehmen.

Von den Schwaben kommt Laukhard endlich wieder ins Preußische und - im Jahre 1795 - nach der Universitätsstadt Halle zurück. Seine weiteren Erlebnisse

bis zum Schlusse der Selbstbiographie bewegen sich nun freilich mehr im Rahmen der Alltäglichkeit, und doch ist es zu bedauern, daß das Werk im Jahre 1802, mit dem fünften Bande der Originalausgabe, abbricht.

Denn noch einmal hat später das Leben des exzentrischen Mannes, das nicht dazu bestimmt war, in normalspurigen Geleisen zu verlaufen, eine höchst eigentümliche Wendung genommen, über die allerdings nicht mehr auf Grund der Selbstbiographie, sondern nur aus zerstreuten Notizen berichtet werden kann, die aus den Faszikeln der Archive zusammengesucht werden mußten. Auch die Tradition hat einiges beigesteuert, das im Schlußkapitel nach kritischer Sichtung zusammengestellt wurde.

So sind Laukhards "Leben und Schicksale" ein Torso, aber ein Torso von hoher Bedeutung. Denn es dürfte nur wenige Geschichtsbücher geben, die einen solchen Reichtum kaleidoskopartiger Bilder aus dem Kleinleben einer Zeit, namentlich der mittleren und niederen Stände zweier großen Völker enthalten, wie die Aufzeichnungen dieses fahrenden Schülers, dieses "literarischen Vagabunden" (Häusser), dessen Werk, mitten in den Kriegsstürmen des Jahres 1807, Achim von Arnim seinem Freunde Brentano zur Lektüre empfahl.

Und auch das darf behauptet werden: neben der unendlichen Fülle des Stoffes, überhaupt dem sachlichen Interesse des Buches wird der Leser doch nicht minder von der Persönlichkeit des Schreibers gefesselt, der seine oft haarsträubenden Erlebnisse ungemein unterhaltend vorzutragen weiß. Es ist ja richtig, wenn es auch eine feindselige Feder über Laukhard geschrieben, daß ihm die Poesie gefehlt und daß dieser grobkörnige Realist in seinen Darstellungen alles abstreift, was man eigentlich den "Schmelz" des Lebens nennen darf. In recht unangenehmer

Weise zeigt sich das besonders in seinen Romanen, deren er eine längere Reihe verfaßt hat, die das Entsetzen der Hüterinnen ästhetischer Konvenienz und Etikette, der gelehrten und schöngeistigen Literaturzeitungen seiner Tage waren. Da ihm echt künstlerisches Kompositionstalent abging, so waren diese "Romane", die heute fast sämtlich am Gestade der Vergessenheit angelangt sind, im Grunde nichts als form- und gestaltlose Abenteuerergeschichten ohne psychologische Vertiefung, geschweige denn dichterische Verklärung der Gestalten. Sein "Rheingraf Karl Magnus", in dem er die Schandtaten eines der winzigen Despoten des *ancien régime* schildert, sein "Marki von Gebrian", der die Torheiten eines französischen Emigranten behandelt – es ist überflüssig, die andern dieser Werke hier aufzuzählen –, sie sind bloße Aneinanderreihungen wilder Streiche und grotesker Begebenheiten, und auch das umfangreichste und vielleicht beste der Erzeugnisse seiner epischen Muse, die "Annalen der Universität zu Schilda", enthalten zwar eine Menge an sich recht ergötzlicher "Harlekinaden" der akademischen Bürgerschaft dieser absonderlichen Hochschule, aber auch hier fehlt die Künstlerhand, um einen an belustigenden Situationen keineswegs armen Stoff zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen.

Wesentlich anders ist dies in der Selbstbiographie, deren Faden nicht erst künstlich gesponnen zu werden brauchte, wo vielmehr die temperamentvolle Darstellung eines ganz eigenartigen Lebensganges an sich schon vollauf genügt, um den Leser beständig in Atem zu halten.

Es ist eine Tragödie der Irrungen, eine wahre Tragödie des menschlichen Leichtsinns, die sich vor unseren Augen abspielt, wenn wir diese Blätter in die Hand nehmen. Das Leben eines hochbeanlagten Menschen, aber von außerordentlicher Willensschwäche, der, wie er selbst

geföhlt hat, ein Kind war und von dem ersten besten, der ihm über den Weg lief, sich leiten ließ.

Einer der wunderlichsten "Helden" der Geschichte und ein unverfälschtes Original des achtzehnten Jahrhunderts: das ist Friedlich Christian Laukhard gewesen. Ich habe selbst schon einmal an anderer Stelle über ihn gesagt und darf das Wort wohl hier wiederholen: er war einer jener Charaktere, deren Bekanntschaft für den Humoristen, einen Jean Paul, einen Wilhelm Raabe, eine Tonne Goldes wert gewesen wäre.

Um so mehr, als seine Konfessionen mit wahrhaft Rousseauscher Offenheit geschrieben sind. Ja, es hat vielleicht außer dem großen Jean Jacques nie einen Menschen gegeben, der mit so klassischer Ungeniiertheit die Mit- und Nachwelt hinter die Gardine seines Seelenlebens hat blicken lassen, wie Laukhard. Selbst daß ihn die Rachsucht einmal fast verleitet hätte, in Frankreich einen Freund, von dem er sich verraten glaubte, auf die Guillotine zu bringen, selbst das gesteht er, und er gesteht es mit einem so ehrlichen Armesündergesichte, daß man dem sonst grundgutmütigen Menschen diese Aufwallung verzeihen muß.

Ueberall tritt uns in Laukhards Werk ein ungeheurer Wirklichkeitssinn entgegen, eine erstaunliche Wahrhaftigkeit, die den Leser gefangen nimmt und ihn mit einem echt tragischen Mitleide für den Helden erfüllt, der trotz eines so offenen und urteilsfähigen Kopfes, trotz seiner respektabeln Gelehrsamkeit und mancher praktischen Fertigkeit nichts weiter als ein Vagant geworden ist.

Zartbesaitete Seelen muß manches, vieles an dem Denkmal naturalistischer Darstellung abstoßen, das unter dem Titel

"Magister Laukhards Leben und Schicksale" in der Literaturgeschichte auf alle Fälle einen aparten Eckplatz behaupten wird.

Der Verfasser erspart uns nichts: weder die viehischen Saufgelage der Gießener Burschen oder die Stinkbomben, mit denen sie in der Silvesternacht den Eintritt des neuen Jahres begrüßen, noch die schamlosen Orgien in den Bordellen der Großstädte. Er weist mit Fingern auf hohe Herren, die in diesen Tempeln der Freude verkehren, er nennt die hallischen Studentenliebchen und ihre Anbeter mit Namen. Wir hören aus seinem Munde, wie 1792, während des Champagner Feldzuges, die unglücklichen Soldaten in den Hospitälern bei lebendigem Leibe verfaulen, wie man sogar Leichen in den Latrinen der Bivaks zwischen dem Unrat findet. Man sieht die Opfer der Speißrutenstrafe mit zerfleischten Rücken zusammenbrechen, man riecht das Blut, das zur Schreckenszeit in weiten Lachen zu Lyon auf den Richtplätzen steht. Widerlich-gräßliche, lächerlich-burleske Fratzen der Weltgeschichte steigen empor. Sie wirken um so packender, da sie sich als unmittelbare Lichtbilder erweisen, frisch von der Platte, ohne die mildernde, sänftigende Phrase, die dem Schriftsteller anstatt der Retusche dient. Auch die "anständigen" Leute, selbst die hohen Herren erscheinen ohne das konventionelle Lächeln, das der Hofphotograph distinguierten Personen auf die Lippen zu legen pflegt. *In puris naturalibus* treten die Menschen der Zopfzeit bei Laukhard auf. Nicht schön, aber in Zolaschem Sinne echt und interessant, doppelt interessant für das heutige Geschlecht, das den Kampf gegen die "Gesellschaftslüge" erfolgreich begonnen hat.

An subtilen, schönfärbenden Ateliermalern in der Geschichte ist wahrlich kein Mangel – viel seltener sind die rücksichtslos arbeitenden Freilichtler. Ein Exemplar dieser

Gattung, freilich mit recht borstigem Pinsel, steht hier vor uns. Ein prächtiger Kerl - *quand même*.

Bonn, zu Neujahr 1908.

Paul Holzhausen.

An den Leser

Der verstorbene Doktor Semler, dessen Asche ich nie genug verehren kann, gab mir im Jahr 1784 den Rat, meine Begebenheiten in lateinischer Sprache herauszugeben. Ich hatte dem vortrefflichen Mann mehrere davon erzählt, und da glaubte er, die Bekanntmachung derselben würde in mancher Hinsicht nützlich werden. Ich fing wirklich an zu arbeiten und schrieb ungefähr acht Bogen, welche ich ihm vorwies. Er billigte sie und riet mir, den Herrn Professor Eberhard um die Zensur zu bitten. Ich tat dies schriftlich, denn damals scheute ich mich, weil ich kurz zuvor Soldat geworden war, es mündlich zu tun. Auch Eberhard lobte mein Unternehmen: nur riet er mir, um der mehrern Leser willen, deutsch zu schreiben. Ich folgte ihm und zeigte mein Vorhaben öffentlich an. Aber weil damals mein Vater noch lebte, so mußte ich, um ihn nicht zu beleidigen oder ihm gar in der hyperorthodoxen Pfalz und bei den dortigen Bonzen nicht zu schaden, vieles weglassen, was doch zum Faden meiner Geschichte gehörte. Daher war jener Aufsatz mangelhaft und unvollständig. Mein Vater erfuhr indessen durch die Briefe des Herrn Majors von Müffling, daß ich mein Leben schriebe, und befürchtete, ich möchte Dinge erzählen, die ihm Verdruß bringen könnten. Er schrieb mir daher und befahl mir, von meinen Lebensumständen ja nichts eher, als bis nach seinem Tode drucken zu lassen. Der Brief meines guten Vaters war voll derber Ausdrücke: er stellte mir das Uebel, das für ihn daraus folgen könne, so lebhaft vor, daß ich mein Manuskript ins Feuer warf.

Einige Jahre hernach starb mein Vater, und ich konnte nun freimütig zu Werke gehen; aber der Feldzug im Jahre 1790 und andere Geschäfte, welche ich ums liebe Brot unternehmen mußte, hinderten mich, meinen längst gefaßten Vorsatz eher ins Werk zu richten. Nachdem ich aber mehr Muße und tätige Unterstützung redlich gesinnter Männer erhielt, so ging ich neuerdings ans Geschäft, und so entstand die gegenwärtige Schrift.

Jeder Leser wird ohne mein Erinnern gleich schließen, daß das, was der Dichter von seinen Versen sagt:

- - *paupertas impulit audax*
Ut versus facerem -

auch von meinem Buche gelte; und ich würde sehr zur unrechten Zeit wollen diskret sein, wenn ich's nicht bekennte. Ich bin ein Mann, welcher keine Hilfe hat, kein Vermögen besitzt und keinen Speichellecker machen kann: folglich würde ich sehr kümmerlich leben müssen, wenn ich mir keinen Nebenverdienst machen wollte. Und wer kann mir das verdenken?

Allein, obgleich der erste Grund der Erscheinung gegenwärtigen Buches im Magen liegt, so ist er doch nicht der einzige.

Ich war ein junger Mensch von guten Fähigkeiten und von gutem Herzen. Falschheit war nie mein Laster; und Verstellung habe ich erst späterhin gelernt und geübt, nachdem ich vieles schon getan und getrieben hatte, dessen ich mich schämen mußte. Mein Vater hatte mir guten Unterricht verschafft, und ich erlangte verschiedene recht gute Kenntnisse, welche ich meiner immer fortwährenden Neigung zu den Wissenschaften verdanke.

Meine Figur war auch nicht häßlich. Da war es denn doch schade, daß ich verdorben und unglücklich ward. Aber ich wurde es und fiel aus einem dummen Streich in den anderen, trieb Dinge, worunter auch wirkliche gröbere Vergehungen sind, bis ich endlich aus Not und Verzweiflung an allem Erdenglück die blaue Uniform anzog.

Wenn nun ein Erzieher, ein Vater oder auch ein Jüngling meine Begebenheiten liest, muß er da nicht manche Regel für sich oder für seinen Zögling abstrahieren? Meine Unglücksfälle sind nicht aus der Luft gegriffen, wie man sie in Romanen liest: sie haben sich in der wirklichen Welt zugetragen, haben alle ihre wirklichen Ursachen gehabt und lehren, daß es jedem ebenso gehen kann, der es so treibt – wie ich.

Ich glaube daher mit Recht, daß mein Buch einen nicht unebenen Beitrag zur praktischen Pädagogik darbietet, und daß niemand ohne reellen Nutzen dasselbe durchlesen wird: und das ist doch nach meiner Meinung sehr viel. Auf diese Art werde ich, der ich durch meine Handlungen mein ganzes Glück verdorben habe, doch durch Erzählung derselben gemeinnützig, und das sei denn eine Art Entschädigung für mich.

Außerdem hoffe ich auch, daß die Erzählungen selbst niemandem Langeweile machen werden, daß also meine Schrift auch zu denen gehören wird, welche eine angenehme Lektüre darbieten. Und so hätte ich, wenn ich mich nicht überall irre, einen dreifachen recht guten Zweck erreicht.

Nun habe ich viele angesehene Männer eben nicht im vorteilhaftesten Lichte aufgestellt – von unwürdigen Menschenkindern, einem Kammerrat Schad, einem Mosjeh

Brandenburger und dergleichen mehr, ist hier die Rede nicht: die haben die Brandmarkung verdient! –, warum habe ich das getan? – Deswegen, weil ich glaube und für unumstößlich gewiß halte, daß die Bekanntmachung der Fehler angesehenen Männer sehr nützlich ist. Die Herren müssen nicht denken, daß ihr Ansehen, ihr Reichtum, ihre Titel, selbst ihre Gelehrsamkeit und Verdienste ihre Mängel bedecken oder gar rechtfertigen können. Diese Männer, von welchen ich erzähle, haben teils mit mir im Verhältnis gestanden und haben mir nach ihrem Vermögen zu schaden gesucht und auch wirklich geschadet: teils aber schadeten sie der guten Sache, den Rechten der Menschheit, besonders jenem unumstößlichen ewigen Recht, über alle intellektuellen Dinge völlig frei zu urteilen und seine Gedanken darüber zu entdecken. Wenn ich also die Professoren zu Mainz, Heidelberg und sonstige Meister als intolerante Leute beschreibe, welche gern Inquisitoren werden und den heiligen Bonifatius oder jenen abscheulichen Menschen, den Abschaum aller Bösewichter, den Erfinder der Inquisition und Hexenprozesse, ich meine den Papst Innocentius III., nachmachen möchten – tu' ich dann unrecht, da die Sache sich durch Taten bestätigt? Vielleicht schämen sich andere und werden toleranter, und wäre das nicht herrlich? Hatte ich da nicht mehr Gutes gestiftet, als mancher Verfasser dicker Bände von Predigten und anderem theologischen, philosophischen oder juristischen Unsinn? Ferner: darf ich den nicht beschreiben, der mir wehe tat? Rache, schreien zwar die Moralisten – in ihren Theorien! – sei *überhaupt* ein schändliches Laster, dem kein Weiser nachgeben müsse: ja ich sage irgendwo selbst, daß sie größtenteils unter der Würde der Menschheit sei. Allein, ich gestehe es, daß ich ihr Gebot nicht ganz einsehe: ich bin ein Mensch, so gut wie der Papst und der Fürst: ich hab auch meine Galle, und es kränkt mich auch, wenn man mir unrecht tut und mich armen ohnmächtigen Menschen drückt und seine Freude

daran hat. Ich suche mich nun zu rächen, wie ich kann, und das kann ich auf keine andere erlaubte Weise, als daß ich die Leute von der Art nenne und ihren Charakter bekannt mache. Ich brenne mich nirgends weiß und erdenke an mir keine Gesinnungen, die ich nicht habe. Daher gestehe ich's, daß die Großmut, welche alle Neckereien übersieht und sich ungeahndet hudeln läßt, meine Tugend nicht ist. Wer besser in diesem Stück ist, nicht der, welcher bloß besser spricht, verdamme mich: ich habe nichts dawider. Und wer übeln Nachreden entgehen will, der tue nichts Uebles. Schwachheiten abgerechnet, ist Publizität für Torheit und Laster ein weit zuträglicheres Heilmittel als das Mäntelchen der christlichen Liebe - das freilich gerade von denen am eifrigsten empfohlen wird, die es am meisten bedürfen.

So Laukhard selbst in dem Vorwort zu "Leben und Schicksale".

Erstes Kapitel

Meine Geburt - Mein Vater und seine philosophischen Ansichten. - Theologische Unduldsamkeit in der Pfalz. - Meines Vaters alchymistische Studien und Goldmacherei. - Sein Faktotum Eschenbach. - Meine Mutter. - Meine Tante. - Soviel vermögen Tanten und Gesinde! - Knabenstreiche. - Vorliebe meiner Tante für den Wein, und mein frühzeitiger Durst. - Mein Lehrmeister im Fluchen und Zotenreißen. - Erster Schulunterricht. - Schönschreiben und Latein.

Um meine Lebensgeschichte etwas methodisch einzuleiten, muß meine Erzählung doch wohl von der Zeit und dem Orte anfangen, wo ich geboren bin. Das ist geschehen im Jahre 1758 zu Wendelsheim, einem Orte in der Unterpfalz, der zur Grafschaft Grehweiler gehört. Mein Vater war Prediger dieses Orts und genoß einer ganz guten

Besoldung bei einem sehr ruhigen Dienste. Das ist nun freilich in der Pfalz eine seltene Sache, indem die lutherischen Pfarrer durchaus schlecht besoldet und dabei mit Arbeit überladen sind: wenigstens in den eigentlichen Pfälzer Pfarreien, denn die gräflichen und ritterschaftlichen befinden sich besser. Leider aber werden diese besseren Stellen auch jedesmal, wenn eine erledigt wird, an den Meistbietenden verkauft oder ordentlich versteigert. Mein Vater war jedoch so glücklich gewesen, seine Stelle ohne einen Kreuzer Ausgabe dafür zu erhalten, und dies von dem Kurfürsten zu Mainz, der daselbst Patron ist, und der, als Erzbischof einer heiligen Kirche, eine ketzerische Pfarrstelle wohl nicht ohne Geld hingegeben hätte, wenn nicht andere Gründe dagewesen wären. Mein Vater hat mir diese Gründe zwar niemals entdeckt; daß sie aber dagewesen sein müssen, erhellet daraus, daß all und jede gute protestantische Pfarre, welche der Kurfürst zu Mainz vergibt, von alten Zeiten her bis auf den heutigen Tag verkauft wird. Der jetzige Inhaber der Pfarrei zu Wendelsheim hat, wie ich aus Briefen weiß, tausend Gulden rheinisch dafür bezahlen müssen.

Mein lieber Vater hat sich, ohne Ruhm zu melden, von den übrigen protestantischen Herren Pfarrern in der Pfalz merklich unterschieden. Er hatte in seiner Jugend sehr fleißig studiert und besonders die Wolffische Philosophie zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Er bekannte mir oft, daß ihn die Grundsätze der Wolffischen Metaphysik dahin gebracht hätten, daß er an den Hauptdogmen der lutherischen Lehre zweifelte. In der Folge, da er sein Studium nicht, nach Art so vieler geistlicher Herren, an den Nagel hängte, untersuchte er alle Dogmen seines Kompendiums und verwarf sie alle, da er sie mit den Sätzen seiner lieben Metaphysik unvereinbar fand. Endlich fiel er gar auf die Bücher des berühmten Spinoza, wodurch er ein vollkommener Pantheist ward.

Ich kann dies meinem Vater jetzt getrost nachsagen, da er tot ist und wohl nicht zu vermuten steht, daß ihn die hyperorthodoxen Herren in der Pfalz werden ausgraben lassen, wie dies vor ungefähr vierzig Jahren dem redlichen Bergmeister Schittehelm von Mörsfeld geschehen ist. Es ließen nämlich die protestantischen Geistlichen zu Kreuznach diesen hellsehenden Kopf als einen Edelmannianer herausgraben und so dicht an dem Nahefluß einscharren, daß ihn der Strom beim ersten Anschwellen heraus- und mit sich fort riß. Dergleichen Barbarei wird man doch, hoffe ich, am Ende dieses Jahrhunderts nicht mehr begehen.

Sonst war mein Vater sehr behutsam in seinen Reden über die Religion; nur seinen besten Freunden vertraute er dann und wann etwas von seinen Privatmeinungen und bekannte mir oft in traulichen Gesprächen, er wünsche gar nicht, daß sein System Leuten bekannt würde, welche einen moralischen Mißbrauch davon machen könnten.

Mein Vater hatte in den Sprachen und Wissenschaften viel geleistet. Er verstand recht gut Latein und war in den morgenländischen Sprachen, wie auch in der griechischen, gar nicht unerfahren. Seine Predigten waren nicht ausgeschrieben, und das heißt in der Pfalz viel, sehr viel! Denn da reiten die Herren, was das Zeug hält, die alten Postillen zusammen: ja das ist schon ein rechter Mann, welcher aus Martin Jockisch' sel. expeditem Prediger, aus Pastor Gözens Dispositionen oder aus einem anderen Tröster von der Art eine Predigt zu fabrizieren imstande ist. Den meisten Herren muß alles von Wort zu Wort vor der Nase stehen, sonst verlieren sie gleich den Zusammenhang. So war aber mein Vater nicht: er arbeitete seine Dispositionen und Predigten selbst aus und trug weit mehr Moral als Dogmatik vor. Niemals konnte er sich

entschließen, die Sabellianer, Arianer, Eutychianer, Pelagianer, Apollinaristen, Deisten und andere alte und neue Ketzer auf der Kanzel zu befehlen, nach Art seiner Herren Amtsbrüder, und dieses wollte man eben schon von seiten dieser Herren nicht sehr loben. Sogar beging er den Fehler, daß er die Katholiken und Reformierten ihr Kirchenwesen ruhig für sich treiben ließ: ein Benehmen, das ihn bei den dortigen kontroverssüchtigen Herren vollends in Mißkredit brachte. Aber er bekümmerte sich um die Herren nicht und wandelte seinen Pfad getrost für sich fort.

Außerdem war mein Vater ein unerschütterlicher Freund jeder bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugend. Seine Ehrlichkeit kannte ebensowenig Grenzen, als sein Bestreben, gegen jedermann gefällig zu sein und jedem Notleidenden zu helfen.

Dabei hatte mein Vater indes auch seine großen Schwachheiten; aber doch auch nur Schwachheiten und keine Laster. Er war – daß ich nur etwas davon anführe – ein großer Kenner der Alchimie und wollte durchaus Gold machen. Ein gewisser Mosjeh Fuchs, welcher um das Jahr 1760 wegen Geldmünzerei und anderer Halunkenstreiche in Schwaben gehangen worden ist, hatte ihn mit den Geheimnissen dieser edlen Kunst bekannt gemacht. Er fing an zu laborieren und las dabei die herrlichen Bücher des Basilius Valentinus, Baptist Helmontius und seines noch tolleren Sohnes, Meister Mercurius Helmontius, Paracelsus, Becher, Sendivogius – den er besonders hochhielt – und anderer theosophischer, alchimistischer Narren und Spitzbuben. Die Lektüre dieser Scharteken verwirrte ihm den Kopf und machte, daß er jahraus, jahrein den Stein der Weisen suchte und beträchtliche Summen bei dieser unseligen Bemühung verschwendete.

Meine Mutter machte dem verblendeten Mann die triftigsten Vorstellungen, welche nicht selten in Zwist und Spektakel ausarteten; aber alles umsonst. Er laborierte frischweg und versicherte mehr als einmal, daß er das große Magisterium nunmehr gefunden hätte und demnächst Proben davon geben würde. Der Apotheker Eschenbach in Flonheim war meines Vaters treuer Gehilfe. Dieser war bankerott geworden, zwar nicht durch Alchimie, sondern durch sein Saufen und durch die Spitzbübereien des Abschaums aller Spitzbuben, des verstorbenen Rats Stutz in Flonheim. Eschenbach, welcher arm war und keinen Unterhalt wußte, war froh, daß ihn mein Vater zu seinem Kalfaktor, oder wie sie ihn nannten: Kollaboranten und Mitphilosophen aufnahm. Er half nicht nur getreulich laborieren, sondern schaffte noch alle alten vermoderten Bücher herbei, welche die Kunst, Gold zu machen, lehren sollten. Hätte mein ehrlicher Vater statt der Wolffischen Metaphysik die physischen Werke dieses Philosophen studiert, so würde viel Geld erspart und manches nachgerade unterblieben sein. Er hatte einige Jahre vor seinem Tode aufgehört zu laborieren, aber noch 1787, als ich ihn zum letztenmal besuchte, behauptete er, daß die Goldkocherei allerdings eine ausführbare Kunst sei. Es ist nur schade, fügte er hinzu, daß man so viel Lehrgeld geben muß und doch keinen erfahrenen Lehrmeister haben kann.

Meine Mutter, welche noch lebt, ist eine ganz brave Frau, und so habe ich sie immer gekannt. Sie ist eine Enkelin des ehemals berühmten Rechtsgelehrten Johann Schilter von Straßburg. Mein Vater hatte sie aus Liebe geheiratet, und sie schien immer eingedenk zu sein, daß sie ihm nichts zugebracht hatte. Sonst hat sie, wie alle Weiber, ihre kleinen und großen Mängel, die ich eben hier nicht angeben mag.

Von meinen ersten Jahren und meiner früheren Erziehung kann ich nur wenig anführen. Mein Vater hatte eine Schwester bei sich im Hause, welche niemals – wer weiß, warum? – verheiratet gewesen ist. Diese führte die besondere Aufsicht über uns Kinder, war dabei aber so nachgiebig, daß sie alle unsere kleinen Teufeleien nicht nur vor den Augen unserer Eltern fein tantisch verbarg, sondern selbigen nicht selten noch gar Vorschub tat. Und so ward ich früh unter den Bauern als ein Bube bekannt, der es, mit den Pfälzern zu reden, faustdick hinter den Ohren hätte und ein schlimmer Kunde werden würde. Noch jetzt erinnere ich mich mit Unwillen oder manchmal mit Wohlgefallen, je nachdem meine Seele gestimmt ist, an die Possen und Streiche, welche ich in meiner ersten Jugend gespielt habe.

Der alte Eschenbach hatte sich einmal entsetzlich betrunken und saß schlafend auf einem Strohstuhl in unserer Scheune. Ich war allein zugegen und bemerkte, daß Wasser von dem Stuhle herabließ; husch, nahm ich ihm die Perücke vom Kopf, hielt sie darunter, ließ sie vollaufen, stürzte sie ihm wieder auf den Kopf, doch so, daß der Haarbeutel übers Gesicht zu hängen kam, und entfernte mich. Der alte Säufer erwachte darüber, lief auf den Hof und schrie einmal übers andere: Wer tut mich mit Wasser schütten! Mein Vater erfuhr den Vorgang, und statt mich zu züchtigen, sagte er nichts als: 's ist ein Blitzbube! Hat er den alten Saufaus nicht bezahlt! *Habeat sibi.*

Meister Trippenschneider handelte mit Essig, Zwiebeln und Salz, welches alles er auf einem Esel herumführte. Einst kam er in unseren Flecken und ging in meines Vaters Haus, um da seine Waren anzubieten. Flugs steckte ich dem Tier angezündeten Schwamm hinters Ohr: der Esel ward wild, warf seine Ladung ab, wobei das Salz verschüttet und die Essigfäßchen zerbrochen wurden. Man untersuchte genau,

woher das Tier so wild geworden man aber man fand auch keine Spur von einer Ursache. Meister Trippenschneider erklärte endlich den Zufall aus der Feindschaft der Schlampin, einer alten Frau, welche bei uns für eine Hexe galt. Diese sollte den Esel durch ihre Hexereien so in Harnisch gejagt haben. – Ich für mein Teil freute mich, konnte aber nicht schweigen, und so erfuhr mein Vater den Urheber des Spektakels. Ich erhielt Ohrfeigen zur Belohnung und Meister Trippenschneider Ersatz seines Schadens. Meine Tante pflegte hernach dieses Stückchen als einen Beweis meiner Fähigkeiten anzuführen, wenn sie für gut fand, ihre Affenliebe gegen mich durch Lob zu äußern.

Meine Tante war eine große Freundin vom Trunk, und diese Neigung ging so weit, daß sie sich nicht nur oft schnurrig machte, sondern auch dann und wann recht derb besoff. Mein Vater schloß also, wenn er mit meiner Mutter über Feld ging, den Keller zu und ließ der Tante bloß ihr Bestimmtes. Diese machte aber die Entdeckung, daß eins von den Kellerfenstern ohne eiserne Barren und bloß mit einem hölzernen Gitter verwahrt war. Das Gitter konnte leicht weggenommen werden; ich mußte mich also an einem oben befestigten Seile herablassen. Inwendig öffnete ich sodann die Kellertür, und Mamsell Tante konnte sich nach Herzenslust Wein holen. Für sie selbst hätte es hingehen mögen, denn sie war einmal – wie die meisten Frauenzimmer in der Pfalz – ans Trinken gewöhnt; daß sie aber auch mich, einen Knaben von sechs Jahren, zum Weintrinken anfeuerte, das war im höchsten Grade unrecht. Ich würde sagen, daß es schändlich war, weil sie dadurch den Grund zu vielen meiner folgenden Unfälle gelegt hat; aber ihre Affenliebe zu mir ließ sie bloß auf Mittel sinnen, wie sie mir Vergnügen machen könnte; an nachteilige Folgen dachte sie nicht.

Auf diese Art wurde ich also in der zartesten Jugend *ein Säufer!* Oft wurde ich durch den Trunk meiner Sinne beraubt, und dann entschuldigte mich die Tante, wenn ja die Eltern nach mir fragten, durch Vorgeben: daß mir der Kopf wehe täte, daß ich schon schlief usw. Mein Vater erfuhr demnach von meinem Trinken nichts.

Zu den schönen Künsten, womit meine Jugend ausgerüstet war, gehört auch das Fluchen und Zotenreißen. Unser Knecht, Johann Ludwig Spangenberger, unterrichtete mich in diesen sauberen Künsten zu früh und zu viel. Er erklärte mir zuerst die Geheimnisse der Frauenzimmer und brachte mir leider soviel Theorie davon bei, daß ich instand gesetzt wurde, zu den schamlosen Neckereien und Gesprächen des Gesindes mein Kontingent allemal richtig und mit Beifall zu liefern. Und seitdem der Knecht mich so unterrichtete, suchte ich seine Gesellschaft mit aller Emsigkeit und versah ihn mit Tabak aus meines Vaters Büchse; es war natürlich, daß sein Unterricht hierdurch zunahm. Da auch Meister Hans Ludwig wie ein Landsknecht fluchen konnte, so ahmte ich ihn auch hierin so getreulich nach, daß jedesmal, wenn ich redete, das zweite Wort eine Zote und das dritte ein Fluch war. In meiner Eltern Gegenwart entfuhr mir anfänglich auch derlei Unflätereien; da ich aber bald merkte, daß sie das nicht leiden konnten, ward ich vorsichtiger und sprach bescheiden; aber nur in ihrer Gegenwart.

Es läßt sich denken, daß es nicht bloß bei Ludwigs Theorie geblieben ist: ich bekam bald Lust, auch das zu sehen und das zu erfahren, wovon ich so viel gehört hatte. Dazu fand ich Gelegenheit bei einer unserer Mägde, welche gerne zugab, daß ich bei ihr alles das untersuchte, was mir Hans Ludwig als das *non plus ultra* der höheren Kenntnisse angepriesen hatte.